

Wissen und Leben

## Wie Menschen sind

Eine Anthropologie aus psychotherapeutischer Sicht

Bearbeitet von  
Gerd Rudolf

1. 2015. Taschenbuch. 357 S. Paperback  
ISBN 978 3 7945 3127 1  
Format (B x L): 12 x 18,5 cm  
Gewicht: 384 g

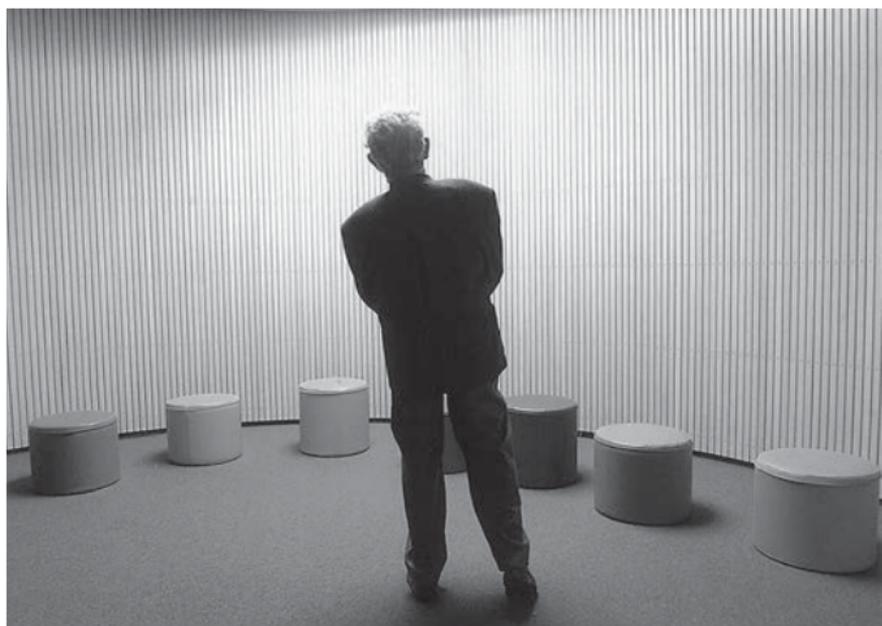
[Weitere Fachgebiete > Psychologie > Psychologie: Allgemeines > Psychologie:  
Sachbuch, Ratgeber](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.



## 1 Einleitung: Bilder vom Menschen

„Wir tragen Bilder vom Menschen in uns und wissen von Bildern, die in der Geschichte gegolten und geführt haben. Der Kampf der Menschenbilder geht in uns um uns selbst. Wir haben Abneigung gegen und Neigung zu Bildern, die uns in einem Menschen begegnen. An ihnen orientieren wir uns wie an Vorbildern und Gegenbildern.“

K. Jaspers (1974)

Menschen haben ein großes Interesse an Bildern, auf denen Menschen zu sehen sind. Jeder Besuch im Museum bestätigt dieses Interesse. Seit es eine darstellende Kunst gibt, das heißt seit einigen Tausend Jahren, spielen Menschen Darstellungen eine wichtige Rolle. Sie faszinieren ihre Beschauer, die merkwürdig versonnen vor steinzeitlichen Idolen, vor mittelalterlichen Gemälden oder vor Picassos

Frauenportraits stehen. Jedes Bild erscheint wie eine eingefrorene Handlung, eine Geschichte, die im Kopf des Betrachters vollendet werden muss. Man denkt dabei auch an den, der die Geschichte erzählt hat, indem er das Bild malte, denn Bilder sind zugleich auch Portraits ihrer Schöpfer, wie Gauguin sagt. Das von uns betrachtete Portrait verknüpft sich für uns mit dem des Malers. Darüber hinaus sehen wir darin Züge von uns vertrauten Menschen, wir suchen und finden Ähnlichkeiten mit denen, die wir gut zu kennen glauben. Auf älteren Bildern erscheinen die Menschen manchmal fremd, rollenhaft, verkleidet, sodass der Beschauer sich fragt, welche wirklichen Menschen sich dahinter verbergen. Auch das kennzeichnet das Bild von Menschen, dass sie als etwas erscheinen, etwas darstellen oder vorspielen können und doch jemand anderes sind. Generell sehen wir, wenn wir jede Art von Bildern betrachten, nicht nur eine konkret abgebildete Person, sondern etwas von der menschlichen Natur an sich, vom menschlichen Sein, wie der Maler Lucian Freud sagt (Gayford 2011). Schließlich sehen wir stets auch etwas, das uns gefällt, gleichgültig lässt oder abstößt, das heißt, wir begegnen unseren Wertungen.

Auch wenn reale Menschen einander begegnen, stellt sich die Frage: Wer ist dieser andere, der mir gegenübertritt? Die spontane Einschätzung erfolgt innerhalb von Millisekunden. „Ist der andere mir vertraut oder fremd, attraktiv oder abstoßend, wohlwollend oder bedrohlich?“ Die Antwort entscheidet über grundsätzliche Reaktionen wie erfreute Annäherung oder vorsichtige Distanzierung, neugieriges Interesse oder Mobilisierung von defensiver Aggression. Dort, wo es um den ersten Eindruck geht, wird das animalische Erbe wirksam. Alle Lebewesen müssen aus Überlebensgründen sehr rasch entscheiden, ob bei Begegnungen Annäherung, Kampf oder Flucht angemessen ist. Dabei stützen sie sich auf lebensgeschichtliche Erfahrungs-

gen, aber auch auf angeborene biologische Reaktionsmuster. Die Faszination des Gesichts ist dem Menschen biologisch eingeprägt. Bereits das Neugeborene schaut gespannt auf das mimische Dreieck, das aus Augen Nase und Mund gebildet wird. Eric Kandel (2012) verweist auf neurobiologische Untersuchungen, die nachweisen, dass bestimmte Hirnareale auf die Wahrnehmung dieser, für den emotionalen Ausdruck eines Menschen so bedeutsamen Bereich spezialisiert sind und dass diese bereits früh im Leben aktiviert werden.

Ein Weiteres kommt hinzu. Wer den anderen ansieht und versucht, sich ein Bild von ihm zu machen, wird zugleich auch selbst gesehen. Er kann sich fragen, wer bin ich in den Augen des anderen, welches Bild gebe ich ab? Das fragen sich womöglich die Jugendlichen, die sich in der U-Bahn pausenlos selbst und gegenseitig fotografieren und die Bilder einander zumailen. Das wirkt wie Selbstverliebtheit, dient aber wohl eher der Selbstvergewisserung: „Wer bin ich in meiner äußeren Erscheinung und meinem inneren Wesen? Sehen die anderen mich, wie ich gerne wäre oder wie ich wirklich bin?“. Wer auf den anderen schaut, sieht immer auch auf sich selbst. Das Sehen und Gesehenwerden spielen ineinander. Die Wahrnehmung des Menschen durch Menschen ist zwangsläufig ein intersubjektives Geschehen. Für den Philosophen Hans Blumenberg (2006) ist es ein Wesensmerkmal des Menschen, sichtbar zu sein. Wer sich dessen bewusst wird, dass er gesehen werden kann, gelangt zwangsläufig zur Selbstsicht, zur Reflexion. Sich ein Bild zu machen von Menschen und ein Bild von sich selbst, gehört zu den humanspezifischen Eigenschaften. Im Versuch, den anderen zu verstehen, macht man sich zwangsläufig ein Bild von ihm. So ist die Welt zu allen Zeiten voll von Menschenbildern, seien sie konkret, gezeichnet, gemalt oder fotografiert oder seien es im übertragenen Sinne Vorstellungsbilder in den Köpfen der Menschen.

Der Begriff „Menschenbild“ wird meist im übertragenen Sinne verwendet. Er meint nicht nur einen Eindruck von dem Gegenüber, das mir real begegnet, dessen Bild ich anschau oder dessen Anamnese ich erhoben habe. Es schließt auch all die vielfältigen Vorannahmen ein, die man sich bis dahin vom Wesen des Menschen gemacht hat: So sind Menschen beschaffen; das sind ihre Eigenschaften und Fähigkeiten; das sind ihre typischen Erfahrungen in bestimmten Lebensabschnitten; so stellen sich ihre häufigen Schwierigkeiten dar; dies sind ihre Umgangsweisen mit Lebensproblemen.

Menschenbilder sind in hohem Maße Ausdruck von Grundüberzeugungen und damit weltanschaulich begründet. Der Terminus Weltanschauung, so wie er in Kants „Kritik der Urteilskraft“ erwähnt ist, bezeichnet das, was der Einzelne durch seine Sinne von der Welt zu fassen vermag und wie er diese Eindrücke für sich persönlich sinnhaft zusammenfasst. Mittlerweile ist der Begriff sehr viel weiter gefasst und umgreift letztlich alle ethischen, politischen, religiösen Leitauffassungen vom Leben und vom Menschen und von der Welt als einem Sinnnganzen, so heißt es im Brockhaus Philosophie (2009). Insofern kommt in der Weltanschauung auch das jeweils eigene Wertesystem zum Ausdruck. Sich weltanschaulich zu verorten, entspricht einem menschlichen Bedürfnis nach Sicherheit und Orientierung.

Am leichtesten gelingt uns ein Zugang zum Bild des anderen für solche Menschen und Lebensbedingungen, die wir aus eigener unmittelbarer Erfahrung kennen. Wenn es sich dagegen um Menschen aus fremden Regionen oder fernen Zeiten handelt, können wir eine sichere Vorstellung nur von einigen, grundsätzlichen Aspekten des Menschen gewinnen: Menschen wachsen heran, sie sammeln Erfahrungen, sind emotional auf andere bezogen und von Leidenschaften bewegt, sie können lieben und hassen, schöp-

ferisch tätig sein, sie müssen sich mit ihrem Tod abfinden und versuchen, dem Geschehen ihres Lebens einen Sinn zu geben. Was sich darüber hinaus in Menschen unter fremdartigen Lebensbedingungen ereignet, dort wo sie in uns unbekanntem klimatischen, politischen, religiösen Bedingungen existieren, bleibt uns notwendigerweise fremd. So gehört es zu unseren Menschenbildern, dass wir sie zum Teil aus der allgemeinen Vertrautheit mit Menschen ableiten, zum anderen Teil aber trotz weitgehender Unvertrautheit mit ihrer Lebenswirklichkeit nach unseren Vorstellungen konstruieren. Wir haben nur eine vage Vorstellung davon, was es bedeutet, in einer asiatischen Großstadt oder als Indianer im Amazonasgebiet zu leben. Das Gleiche gilt für zurückliegende Epochen. Es ist schon schwierig, sich in das Leben unserer Großeltern vor dem Ersten Weltkrieg hineinzudenken, obgleich wir davon persönliche Berichte haben und Darstellungen der Literatur und Kunst kennen. Was es aber bedeutet, in der Renaissance zu leben oder in einem mittelalterlichen Kloster oder als römischer Bürger, entzieht sich unserer Vorstellung weitgehend, da wir das Lebensgefühl jener Zeit, die Weltanschauung, das Körpererleben, die Selbstvorstellungen, die Zukunftserwartungen nicht aus unmittelbarem Erleben kennen. Darüber hinaus können wir beobachten, dass z. B. die Vorstellungen, die man sich im 19. Jahrhundert vom Mittelalter oder von der Antike gemacht hatte, stark von Wunschvorstellungen der Epoche mitbestimmt waren und aus heutiger Sicht fragwürdig erscheinen. Das heißt, dass unsere Bilder von fernem, fremden Menschen notwendigerweise aus unserem eigenen Erleben heraus konstruiert sind. Wir sollten also unsere Erkenntnismöglichkeit nicht überschätzen.

Ferner muss man annehmen, dass Menschenbilder stark durch die Lebenserfahrung des Einzelnen, z. B. durch seine soziale und speziell berufliche Situation gefärbt sind. Vermutlich entwerfen Menschen, die in der Wirtschaft tätig

sind, andere Menschenbilder als solche, die in sozialen Bereichen arbeiten, Studenten haben vermutlich andere Vorstellungen als Langzeitarbeitslose, wahrscheinlich auch Frauen tendenziell andere als Männer.

Ein einzelner Autor hat keine andere Möglichkeit, als die Dinge aus seiner Perspektive und Erfahrung zu untersuchen. Es ist die Sichtweise eines älter Gewordenen, der von jungen Jahren bis heute in einem sozialen Feld praktisch und wissenschaftlich tätig war, als Psychiater, Psychosomater, Psychotherapeut. Das engt den Blick ein auf Menschen, die als Patienten Hilfe suchen und eine therapeutische Unterstützung benötigen. Gleichwohl ist das kein uninteressanter Ausschnitt aus der Gesellschaft, denn deren aktuelle Spannungen und Widersprüche sowie die in der zurückliegenden Geschichte erlittenen Verletzungen kommen in den psychischen Störungen der Patienten besonders deutlich zum Ausdruck. Von da ausgehend stellt sich den im psychosozialen Bereich Tätigen stets auch die Frage, welches die wünschenswerte Richtung einer therapeutischen Entwicklung sein könnte.

Psychotherapeuten brauchen Menschenbilder als Landkarten des Psychischen, um auf ihrem Weg durch die innere Welt ihrer Patienten eine Orientierung zu haben. Natürlich besitzen und verwenden sie bereits solche Karten, sie werden ihnen in ihrer Ausbildung oder Fortbildung zur Verfügung gestellt. Diese Karten sind mehr als nur Orientierungshilfen, meist handelt es sich um umfangreiche Weltmodelle, entnommen aus den gesammelten Werken der jeweiligen Gründerpersönlichkeiten, dadurch ehrfurchtgebietend und glaubwürdig und in besonderer Weise haltgebend für den, der sie gläubig akzeptiert. Wenn man die verschiedenen psychotherapeutischen Landkarten des Menschlichen vergleicht, werden freilich rasch auch ihre Unterschiede erkennbar. Es liegen verschiedene Überzeugungen von dem zugrunde, was den Menschen ausmacht,

das heißt, sie basieren auf unterschiedlichen Anschauungen der Welt und des Menschen.

Wir werden uns zunächst darauf beschränken, Bilder vom Menschen zu sammeln und anzuschauen und uns später vergleichend mit diesen Entwürfen beschäftigen. Wir tun das in dem Bewusstsein, dass die Bilder zunächst flächig zweidimensional, also vereinfacht erscheinen. Aber, wie der Philosoph Tugendhat (2010) sagt, verweisen sie zugleich auf eine darunterliegende Tiefe. Diese Tiefendimension der Bilder ist es, die uns zunehmend beschäftigen wird.

Wenn man solche Bilder betrachtet, wird man spontan einen bestimmten „Sinn“ erschließen. Gabriel (2013) spricht von Sinnfeldern, er hält das Erschließen eines Sinns für eine menschentypische, gleichsam ontologische Kategorie, wobei der Vorgang des Erschließens prinzipiell nie abgeschlossen ist. Nach der Wahrnehmung der Bilder und der Annahme ihrer Sinnhaftigkeit wird es erforderlich sein, das anzuschließen, was Tugendhat (2007) das „für Menschen so charakteristische Phänomen der Überlegung“ nennt. Es beinhaltet die Fähigkeit, nach Gründen (rationes) zu fragen und damit Vernunft und Rationalität zur Erklärung des Geschehens einzusetzen. Menschen verfolgen damit das Ziel, sich das Wesen eines Phänomens denkend zu vergegenständlichen. Das heißt zugleich, es in der Sprache der Worte zu fassen. Es wird die anmutungshafte vieldeutige Sprache der Bilder in die eindeutigere Begriffssprache übertragen. Auf dieser Grundlage können Wissenschaftler jeglicher Disziplin die sprachlich definierten Phänomene gewissermaßen gegen den Strich der sinnhaften Anmutung bürsten und sie unter Verwendung ihrer speziellen Methodik untersuchen. Als Ergebnis solcher Bemühungen entwickeln Wissenschaftler unter Umständen neue, abstraktere Bilder, komplexe Modelle von Funktionen, Strukturen, Entwicklungslinien, Systemen, Dynamiken etc. Damit wäre

der Schritt getan von den unmittelbar einleuchtenden Bildern menschlichen Erlebens (Bilder, die eine naive Sinninterpretation enthalten) zu deren rationalen Hintergründen, für die der Wissenschaftler Erklärungsmodelle entwickelt.

Auf einer nochmals darunter liegenden Ebene lassen sich die rational bedenkbareren Bereiche zu größeren Komplexen verweben, die in Begriffen wie „das Wesen des Menschen“, „das menschliche Dasein“, „die Natur des Menschen“, „die menschliche Existenz“ gefasst und nun philosophisch reflektiert werden können. Damit wäre im Sinne Tugendhats die Tiefendimension der Bilder angesprochen.

Wir würden unser Verständnis des Menschen sehr einengen, wenn wir auf einen dieser drei Aspekte verzichten würden: Die oberflächliche, Sinn zuschreibende Wahrnehmung vermittelt uns vorläufige evidente Vorstellungen und Einstellungen. Sie erscheinen uns gerade deshalb so evident, weil wir sie selbst aus unserer Anschauung der Welt heraus gestaltet haben. Diese vorgestellten Bilder sind immer auch Teil unserer Weltvorstellung und Wertvorstellung.

Die Ebene der rationalen Erklärungen, die nach den Regeln unterschiedlicher Humanwissenschaften erfolgen, ist in der Lage, Gründe, Ursprünge, regelhafte Zusammenhänge und Erklärungsmodelle zu entwickeln. Die folgende philosophische Ebene ist keineswegs so nebulös, wie sie manchen scheint, auch sie bietet sehr konkrete Verständnishilfen an, wie später gezeigt werden soll. Es genügt jedoch nicht, sich die Welt vordergründig evident zu machen und sie rational zu erklären und philosophisch zu reflektieren, es ist abschließend auch notwendig, sich dazu wertend einzustellen, das heißt, moralische Konsequenzen zu ziehen.

Ein Philosoph, der mein Verständnis des Themas besonders befördert hat, ist Karl Jaspers. Vielleicht habe ich ihn aus lokalpatriotischen Gründen gewählt, weil er, 70 Jahre

vor meiner Tätigkeit in der Heidelberger Universitätsklinik, ein Haus weiter in der Psychiatrie gearbeitet hat. Er war ursprünglich kein studierter Philosoph, sondern Mediziner und Psychiater, dann einige Jahre Lehrstuhlinhaber für Psychologie, ehe er in die Philosophie berufen wurde. Vielleicht ist dieser Werdegang eine Erklärung dafür, dass seine philosophischen Schriften immer auch die psychologische Seite des Menschen einbeziehen und daher die Verbindung dieser beiden Disziplinen verdeutlichen. Darüber hinaus ist seine persönliche Haltung in den wechselvollen Zeiten der Nazi Herrschaft, der Nachkriegszeit und der jungen Bundesrepublik außerordentlich eindrucksvoll in ihrer Bereitschaft, aktuelle Themen nicht nur wissenschaftlich und philosophisch zu bearbeiten, sondern in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation auch persönliche und politische Verantwortung zu übernehmen. Sein Philosophieren erfolgt nicht in einer kontemplativen Weltferne, es ist immer auch konkret psychologisch auf die Situation des Menschen bezogen und gelangt letztlich zu ethischen Einstellungen und politischen Handlungskonsequenzen.

Abschließend sei kurz skizziert, welche thematische Ordnung sich beim Sammeln der Menschenbilder ergeben hat. Wir beginnen auf der biologisch-animalischen Seite mit dem einzelnen Menschen und seinen Motiven, Bedürfnissen und Triebimpulsen (Kap. 2). Hier genügt zunächst eine Ein-Personen-Psychologie. Mit der Einführung der Emotionalität (Kap. 3) treten kommunikative Aspekte hinzu und damit die wechselseitigen interpersonellen Verflechtungen; sie erfordern zu ihrer Beschreibung eine Zwei-Personen-Psychologie. Später (in Kap. 8) wird betont werden, dass Menschen nicht nur in Dyaden leben, sondern in sozialen Gemeinschaften. Das erfordert, über das Bisherige hinaus, eine sozialpsychologische Betrachtung der Wechselbeziehungen zwischen dem Einzelnen und dem sozialen Ganzen, wobei auch hier emotionale Prozesse eine zentrale

Rolle spielen. Zum Thema des Einzelnen und seines Bezugs zur äußeren Welt gehört auch das erklärende Denken (Kap. 4). Zugleich eröffnet sich an dieser Stelle der Zugang zu einer ganz andersgearteten weiteren Dimension, sie betrifft nicht mehr die äußere, sondern die innere Welt, die durch das selbstreflexive Denken zugänglich wird (Kap. 5). Diesem Punkt wird besondere Aufmerksamkeit zuteil, sowohl was seine Entwicklung in der jüngeren Menschheitsgeschichte betrifft, als auch was die Konsequenzen für das nunmehr selbstreflexive menschliche Subjekt angeht. Es entwickelt Sinnstrukturen philosophischer oder religiöser Art (Kap. 6) und moralische Normen des Handelns (Kap. 7). Es bewältigt die Spannung zwischen seinen triebhaften, emotionalen und beziehungsgerichteten Bedürfnissen einerseits und seinen wertbesetzten Sinnkonstruktionen andererseits, indem es Kultur schafft (Kap. 9). An dieser Stelle werden die Beispiele von Schriftstellern betrachtet und dabei untersucht, wie das Menschenbild in ihrer künstlerischen Produktion mit der eigenen grundlegenden menschlichen Erfahrung zusammenhängt. Da vieles von dem bisher Diskutierten aus psychotherapeutischen Erfahrungen stammt, wird in Kapitel 10 das Thema des Menschenbildes in der Psychotherapie in den Mittelpunkt gestellt. In Kapitel 11 folgt der Versuch, psychotherapeutische und philosophisch-anthropologische Konzepte einander anzunähern. Ein Vorschlag zum möglichen Verständnis heutiger Menschen beschließt die Sammlung in Kapitel 12.